35. Jahrgang. ✦ Nr. 36 | Beilage zum „Vorwärts" Berliner Volksblatt | Berlin, 22. September 1918

Herbstgang.

Ich habe mich ins freie Feld verloren,
Der Wind jagt mir den Tau um beide Ohren,
In seinem Pfeifen spricht zu mir die ganze Welt.
Die Tannen wiegen sich mit Haupt und Hüften,
Es saust durch Stoppeln, steigt empor an Klüften,
In blauen Schleiern tanzt der Herbst von Feld zu Feld.

Die Wolkenherden kommen grau gezogen,
Umgehn das Dorf in einem weiten Bogen,
Das grünverdunstet in der Sonne träumt.
In meinen Sinnen duftet's wie in Scheuern,
Ich seh mich gleich dem braunen Grund erneuern
Und fühle, wie der Föhn in meinen Adern schäumt.

O Erde, Garten aller Gärten,
O Welt und Weg und schönste aller Fährten,
Wohl, wer mit dir lebt, lebt des Schöpfers Tage.
Er mag im Frühling mit der Sonne pflügen,
Im Herbst sich an der Erde Frucht vergnügen,
Denn Ernte ist der Arbeit allerschönste Plage!

Julius Zerfaß

Wiederaufbau der Menschheit.

Von Hans Natonek.

Nur wer an sie glaubt, hat ein Recht, das Wort „Menschheit" auszusprechen. Wer sie leugnet, ist ein armes, verdorbenes Wesen, nicht wert, in der Gestalt des Menschen zu wandeln. Wer aber den hohen Namen Menschheit zum falschen ausspricht, als Köder auswirft, um zu täuschen, dem wäre öffentliche Aechtung keine zu strenge Strafe.

Wir haben es gesehen und sehen es immer wieder, daß Staatsmänner und im öffentlichen Leben Wirkende die Menschheitsidee so mißbrauchten. Sie sprechen hochtönend von Menschheit und handeln wider sie. Wir sehen die Skeptiker, die Verzweifelten, die ihr voreilig ein Grab schaufeln, weil draußen Ungezählte ins Massengrab sinken. Schlimmer sind die, die da glauben, ihre Vaterlandsliebe zu offenbaren, indem sie sich mit verächtlichem Achselzucken über die Menschheit hinwegsetzen; die alles, was menschheitlich denkt, der Vaterlandslosigkeit bezichtigen: jene armseligen, engen, schnarrenden Patrioten, die nicht ahnen, daß nur ein Vaterland, als Bestandteil der Menschheit und von ihr überwölbt, lebensfähig und lebenswürdig ist.

Bedenken wir eins: Was wäre uns ein Vaterland, das mit dem Schwert sich Raum geschaffen hat, einen Raum, der eine grauenhafte Wüstenei des Hasses und der Feindschaft ist, des verewigten Krieges und des unaufhaltbaren Verfalls aller wahrhaft menschlichen Werte?! Ist der ein Vaterlandsfeind, der vor einem solchen Deutschland sein Haupt verhüllt? Ist der der Vaterlandsfreund, der im wilden Bardensang das Schwert schwingt? Erfolg der Waffe hat nur Sinn als Bürgschaft, daß wir, in Zusammenarbeit mit den anderen, mit den „besiegten" Völkern, einen besseren, geordneten, gesicherteren Weltzustand verwirklichen. Ein solcher Sieg legt doppelte Verpflichtung auf: Weite des schöpferischen Blicks und die schwere, entsagungsvolle Pflicht der Uneigennützigkeit.

Der bisherige Vorgang im Verlauf der Weltgeschichte war immer der: Aus dem Sieg möglichsten Vorteil und Gewinn herauspressen. Werden wir, durch diesen unerhörten Krieg belehrt, die Kraft der Einsicht besitzen, diese Methode aufzugeben? Oder sind die Staaten und ihre Politiker unbelehrbar? Politik ist kein kurzfristiges Geschäft, und der Krieg keine Unternehmung, bei der sich der fremde Einsatz möglichst hoch und rasch verzinst! Wie kleingläubig sind doch im Grunde genommen die Schwert-Patrioten: für sie ist Deutschland ohne diesen Länderstreif, ohne jene reale Garantie dem Verfall preisgegeben, lebensunfähig. Welch geringes Zutrauen haben diese Machtbesessenen von des deutschen Volkes Kraft! Aber es gibt weite Kreise in Deutschland, die unbeschränktes Vertrauen zu Deutschlands großer Zukunft haben, nicht, weil sein Schwert Grenzen frißt, sondern weil so unendlich viel Kräfte und Fähigkeiten im deutschen Volke sich regen. Schade wäre es um diese wundervollen Gaben und Tüchtigkeiten, wenn sie einzig in die Richtung des Kriegerischen gedrängt würden und in ewiger Verteidigung und im Angriff (denn jene Verteidigung muß notgedrungen auch Angriff sein) sich schwächen müßten. Unser Verzicht auf realen Gewinn ist kein Verzicht der Schwäche, sondern Erkenntnis der Kraft und völkische Klugheit. Unsere Annexion: eine leidlich gute Gesinnung der Mitwelt; unsere Forderung nach Kriegsentschädigung: freier, friedlicher Wettbewerb mit den anderen Völkern in allen Teilen der Welt; unsere Garantie: in künftigen Streitfällen, ja in diesem Kriege schon, ein aus Vertretern sämtlicher Nationen zusammengesetztes Schiedsgericht anzuerkennen —: schließt einen solchen Frieden, und die Welt gehört Deutschland, weil Deutschland der Welt gehört! Gebt diesem Volk die Möglichkeit, sich friedlich zu entfalten, gebt ihm, nach diesen vier Jahren ungeheurer Prüfungen, die Welt von 1914 wieder, lasset die Kräfte statt auf dem Schlachtfeld und in Granatenfabriken sich aufbauend auswirken, und die Welt wird herrlich emporblühen aus diesem Verzicht und Deutschland größer werden denn je an seinem „Verzicht".

Dieser Krieg wurde als Geschäft gemanaged, er wird alle Beteiligten an den Rand des Untergangs führen, und er darf nicht mit den bisherigen Usancen des politischen Geschäfts enden. Unter dem Schatten der Apokalypse wird allen die Lust am imperialistischen Schieben und Feilschen vergehen. Aber gefährlich ists, diese Schatten herankommen zu lassen und besser, die neue Einsicht kommt, bevor das Aeußerste eintritt. Wiederaufbau, Wiedergutmachen, Wiederherstellung —: so schöne Worte und ein so verkehrter Sinn! Nichts anderes können, sollen, dürfen sie bedeuten als die zusammengefaßten Kräfte aller Staaten zur Wiedergutmachung all des Leids und der verkümmerten Entwicklung, die sämtlichen Völkern und der Menschheit widerfahren sind. Welche unerhörte Kraft entfalten die Staaten, um einander zu schädigen, zu zerstören und aus der Welt eine Hölle zu machen; man vergegenwärtige sich die entgegengesetzte Wirkung: Wenn alle Staaten, vereinigt und organisiert, ihre Machtfülle aufbieten würden, um sich wechselweis zu fördern, um aufzubauen, um wieder gut zu machen: das Paradies wäre dieser Welt gewiß! — Soll es nicht sein? — Nach dieser Zerstörung kann nur das „Paradies", nach dem Chaos nur die Ordnung das Kriegsziel sein, und ihm müssen die zwerghaften Einzelforderungen der Staaten sich unterordnen.

Man hört es häufig behaupten, dieser Krieg sei ein Kampf der Weltanschauungen. Einer der letzten Interpreten stellte dem deutschen Idealismus englischen Krämergeist entgegen. Das ist — undeutlich. Wir finden drüben genug deutschen Idealismus und bei uns genug englischen Krämergeist. Uns scheint der Kampf der Weltanschauung, die große Frage der inneren Weltentscheidung, darin zu gipfeln, ob der gemeinsame Wiederaufbau der Menschheit durch die Staaten und Völker kommen wird, oder ob die alten Realmethoden verzehrender Feindschaft und enger, vergiftender Eifersucht die Oberhand behalten werden.

Seuchenbekämpfung.*)

Das Auftreten von Seuchen gehörte schon seit grauer Vorzeit zu den furchtbarsten Ereignissen, die besonders in Kriegszeiten große Opfer forderten. So raffte der „schwarze Tod" in den Jahren 1348—54 fast 24 Millionen Menschen dahin. Wenn während des jetzigen Weltkrieges keine großen Seuchen ausgebrochen sind, so ist das ein Verdienst der modernen Hygiene, die auch unter den schwierigen Kriegsverhältnissen die geeigneten Maßnahmen zur Verhütung und Bekämpfung der Seuchen ergreifen ließ. Wenn man bedenkt, daß noch im Kriege 1870/71 27 vom Hundert aller Verluste des deutschen Heeres auf übertragbare Krankheiten zurückzuführen waren, und daß die Pockenepidemie, die durch gefangene Franzosen in Deutschland eingeschleppt wurde, 1870—72 162 111 Opfer erforderte, so wird man die gewaltigen Fortschritte, die heutzutage auf diesem Gebiete erzielt sind, würdigen können.

Wir nehmen heute an, daß alle ansteckenden Krankheiten durch gewisse kleinste pflanzliche und tierische Lebewesen hervorgerufen werden, und daß die Krankheitserreger spezifischer Natur sind, d. h., daß eine bestimmte Art nur bestimmte Krankheiten hervorrufen kann. Wir kennen heute den Tuberkelbazillus, der die Tuberkulose verursacht, den Cholerabazillus, den Typhus-, den Diphtherie-, den Milzbrandbazillus und viele andere mehr. Während diese Krankheitserreger dem Pflanzenreich angehören, wissen wir, daß die Erreger der Malaria, der Schlafkrankheit u. a. mehr tierischer Natur sind, meist durch den Stich von Insekten in den Blutstrom der Menschen gelangen und dort ihr schädigende Wirkung ausüben. Und wenn heute auch die Erreger mancher ansteckender Krankheiten wie z. B. die des Scharlachs, des Keuchhustens, des Flecktyphus noch nicht erkannt oder zweifelsfrei festgestellt sind, so dürfen wir doch hoffen, daß die medizinische Forschung in nicht allzulanger Zeit die noch bestehenden Lücken ausfüllen wird.

Das Haupterfordernis einer wirksamen Seuchenbekämpfung besteht nun darin, daß die Erreger der Infektionskrankheiten überall da vernichtet werden, wo man ihrer habhaft werden kann, und daß man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verhüten muß, daß sie von einem Befallenen auf einen Gesunden übertragen werden.

Wenn es sich um Kranke handelt, die ein ganz eindeutiges Krankheitsbild zeigen, wie es ja bei Cholera, Pocken, Typhus usw. meist der Fall ist, wird die Frage der Absonderung und der Vernichtung der Krankheitskeime, die im Stuhlgang, Auswurf usw. vorhanden sind, verhältnismäßig einfach sein. Es gibt aber zahlreiche Infizierte — z. B. Typhuskranke, die nach dem Verschwinden der Krankheitserscheinungen und nach ihrer Genesung noch wochen-, ja monate- und jahrelang Typhusbazillen in ihrem Körper bergen und mit dem Stuhlgang ausscheiden und so eine Gefahr für ihre Mitmenschen bilden. Diese Fälle können nur durch genaue bakteriologische Untersuchungen festgestellt werden; ferner ist es durchaus nicht immer leicht, die Infektionskrankheiten in ihrem ersten Anfang zu erkennen. Und wenn auch der erfahrene Arzt oft schon den Verdacht hat, daß es sich z. B. um eine beginnende Diphtherie usw. handelt, so wird die Diagnose im Beginn der Krankheit oft erst durch schwierige Untersuchungen im Laboratorium festgestellt werden können. Zu diesem Zweck sind nun in Deutschland eine ganze

*) Die Seuchenbekämpfung und ihre technischen Hilfsmittel. Ein Wegweiser für praktische und beamtete Aerzte, Verwaltungsbeamte, Krankenhausleiter, Desinfektoren, Krankenpfleger u. a. von Prof. Dr. Otto Lentz. Verlag Leonhard Simion Nachfl., Berlin W. 57. Preis 5.— M.

Die Hingabe.

Von Hans Gathmann.

Beladen mit der Last der schrecklichen Gewißheit, die verweinten Augen starr auf den Boden gerichtet, die schmalen Schultern gebeugt, ging Anneliese früh zu ihrer Arbeit. In dem Raum, den Maschinenlärm durchbebte und das Lachen der Mitarbeiterinnen zuweilen wie eine Lästerung und Verhöhnung ihres eigenen großen Schmerzes durchzog, fühlte sie sich wie von aller Welt ausgestoßen. Ein Wort hatte sich in ihr armes Hirn eingebohrt, mit spitzen Krallen hineingegraben und klang in ihrer Seele wie das Sterbeglöcklein ihres eigenen Seins; das Wort des unscheinbaren Briefes, den ein Feldgrauer, Kamerad ihres Geliebten, an sie gerichtet: „Wir begruben ihn am Abend . . ." Wir begruben ihn — so gab es nichts mehr, das sie mit der Welt, dem Leben, der Freude verband. Als er lebte, schwere Tage waren es wohl, angstvolle Nächte, aber die Freude und Kraft, der starke Wille zum Leben und zum Glück, der aus seinen Briefen sprach, ging doch auf sie über. Sie zehrten ja von Erinnerungen. Alltäglichkeiten, die waren, ein Spaziergang im Mai, Hand-in-Hand-Schreiten, ein genußreicher Theaterabend, das alles waren für sie beide eigentlich keine Erinnerungen, das waren glückliche Ereignisse ihres so kurzen, gemeinsamen Lebens, an denen sie sich noch Monaten noch freuten, in einer rührenden Bescheidenheit, die sie nicht missen konnten. Er hatte eine so glückliche Art, alles, auch das geringfügigste Geschehen des Alltags, in ihr zu einer frohen Anschaulichkeit zu bringen, so daß an dem zeitlich vergänglichen Ereignis etwas Unvergängliches blieb, ein Wesenhaftes, in dem ihre Liebe lebte und nicht müde in der Hoffnung ward, daß es wieder so sein würde. Er beseelte das Unscheinbarste, er hob das Kleinste, Schlichteste in den Glanz einer liebevollen Poesie, die ihr Herz erquickte.

Das war nun alles aus.

„Wir begruben ihn am Abend."

Ihre Mitarbeiterinnen sahen nicht, wenn sie aufweinte und die Tränen über ihre Wangen liefen.

Was nun?

Hatte dieses Leben noch einen Zweck, einen Sinn, da er tot war? Er war ihr Leben. Ihre Seele gehörte ihm heute schon so ganz und keusch, wie ihr Leib ihm einst in einer fernen glücklichen Stunde des Friedens gehören sollte. Und mit ihm war alles zu Grabe getragen worden, was ihr die schweren Stunden des Arbeitstages leicht machte, was ihr über Entbehrung und Not hinweghalf, ihr Glauben, ihre Kraft, ihre Zuversicht und Hoffnung.

Wie dieser erste Tag verging, Anneliese vermochte es nicht zu denken. Sie war am Abend totmüde, als hätte sie eine weite Wanderung durch tiefen, schweren Sand getan. Und ihr Schlaf war ein Schlaf der Ermattung, tief und traumlos.

Eine Woche schleppte sie ihr Leid wie Ketten. Ihre Schultern hatten sich noch mehr gebeugt. Aber ihre Augen und der Ausdruck ihres Gesichts wurden fast schöner unter der Größe ihres Schmerzes. Doch sie wußte es nicht, und was sie tat, tat sie maschinenmäßig, aus Gewohnheit, ohne Gedanken.

Vierzehn Tage waren verstrichen.

Bisweilen war die Hoffnung noch in ihr aufgeflammt, daß alles nur eine Täuschung sei. Man kann den Tod eines so unmittelbar und lebendig gefühlten, geliebten und mitgelebten Seins nicht so schnell fassen, begreifen.

Aber keine Nachricht traf ein, und so mußte wohl alles wahr sein.

Als Anneliese eines Abends müde und schmerzenselend heimschritt, ein weicher Regen fiel und fast unbewußt suchten ihre Augen die auf dem Pflaster tanzenden und platzenden Wasserblasen, stieß sie vor ihrem Hause auf einen Mann, einen Krieger, der sie anscheinend erwartete und bei ihrem Nahen grüßend die Hand an die Mütze legte.

„Sie sind doch Fräulein Anneliese?" fragte eine wohlklingende Stimme, die sie gar nicht erschreckte, die ihr fast, weil schon in diesen wenigen Worten Mitleid und Verständnis aus ihr klang, wie die eines Bruders schien, zumal sie fast jeden Trost und jede Linderung ihres Schmerzes durch liebreiche Worte hatte entbehren müssen.

„Ich bin der Kamerad von Karl," fuhr diese sanfte Stimme fort, „und da ich gerade auf Urlaub bin, bin ich zu Ihnen gekommen, um Ihnen von ihm zu erzählen, denn er hatte Sie sehr lieb."

Und dabei reichte er ihr die Hand, in die das Mädchen seltsam aufgewühlt und bewegt, ohne Besinnen ihre arbeitsharten Finger legte.

Mechanisch folgte sie dem Grauen, Schmerz, Hoffnung, Angst wühlten in ihr und ließen kein Wort über ihre Lippen. Der Feldgraue, groß, blond, mit treuen Augen und einer Stimme, die weich und wie geschaffen war, wohltuend Wunden zu lindern, ging an ihrer Seite und sprach.

Das Mißtrauen, das einen Augenblick in Anneliese aufstieg, schwand vor der offensichtlichen Aufrichtigkeit und Herzlichkeit seiner Worte.

Er schilderte nicht das Ende. Er verklärte, fast mit der Eigenart ihres Geliebten, die schweren Tage erbitterter Kämpfe und ließ die kleinen Freuden aufleuchten, die sie teilten. Er erzählte, was sie ihm war. Und ein namenloses Glücksgefühl durchzog Annelieses vom Weinen erschütterte Brust. Dieser fremde Mann erschien ihr fast nicht als Mensch, vielmehr als ein Bote, den ihr der Tote gesandt, ihr seine Liebe ein letztes Mal zu künden. Und sie fand die Sprache und formte Worte, die nur ihm galten und dem Glück, das er ihr war.

Der Feldgraue erstaunte ob so tiefer Liebe. Dieses Ereignis restloser seelischer Hingabe an einen geliebten Menschen war ihm etwas durchaus Fremdes, Unbekanntes.

Erzogen unter den Händen einer strengen Stiefmutter, die eigenen Kindern mehr Liebe zuwandte als dem übernommenen, dem überarbeiteten Vater vielleicht absichtlich entfremdet, hatte er nach einer glücklosen Kindheit, erwachsen, wohl das Glück eines flüchtigen Liebesrausches erlebt, der sich als nichtig und unbefriedigend erwies. Und nun, jahrelang im Krieg, der die Seele noch heimatloser machte und auch die schwächste Ahnung, die kleinste Hoffnung auf Befriedigung bringendes Glück entwurzelte, fand er hier plötzlich eine Tiefe der Empfindung, eine Seelengröße und Stärke der Hingabe, die ihn zur Bewunderung trieb für dieses schwache Mädchen, in dem dies ihm Fremde, Beglückende, von aller Not des Tages und der Alltäglichkeit Erlösende lebendig war. Und fast unbemerkt ergriff diesen harten Kämpfer eine plötzliche Sehnsucht, und seine Augen ruhten mit anderen Blicken auf diesem, ihm sein Innerstes rückhaltlos offenbarenden, mitleidbedürftigen, trostfrohen Mädchen. Er fühlte,

Reihe staatlicher und städtischer Untersuchungsämter eingerichtet worden, in denen die eben erwähnten Untersuchungen zumeist unentgeltlich ausgeführt werden. Die Einrichtung dieser Laboratorien und die Hilfsmittel, welche zur Untersuchung dienen, sind in dem Buch von Lentz genau beschrieben und mit zahlreichen Abbildungen erläutert.

Um eine Absonderung der Kranken durchführen zu können, ist für bestimmte ansteckende Krankheiten durch Reichs- oder Landesgesetze eine Meldepflicht vorgesehen. Der behandelnde Arzt ist verpflichtet, alle Krankheitsfälle sofort der Polizeibehörde anzuzeigen; hierzu gehören: Aussatz, Cholera, Fleckfieber, Gelbfieber, Pest und Pocken, ferner Scharlach, Ruhr, Typhus, Milzbrand, Tollwut, Wurst-, Fisch- und Fleischvergiftung u. a. mehr. Bei den ersten sechs Krankheiten sind schon verdächtige Fälle zu melden. Finden die Kranken in ihrer Behausung geeignete Pflege, so können sie dort verbleiben; ist aber die Gefahr der Weiterverbreitung gegeben, so kann die Ueberführung des Kranken in geeignete Krankenhäuser verfügt werden, natürlich müssen auch die Krankheitskeime in den Wohnungen, an Kleidung und Gerätschaften der Kranken unschädlich gemacht werden, damit die Krankheit sich nicht von dort aus weiter verbreiten kann. Dies geschieht durch die Desinfektion. Es hat sich eine bestimmte Technik der Desinfektion ausgebildet, die in bestimmten Anstalten, den Desinfektorenschulen, gelehrt wird.

Die Schlußdesinfektion eines Krankenzimmers, in dem z. B. ein Scharlachkranker gelegen hat, vollzieht sich folgendermaßen:

Nach Anlegen seines Arbeitsanzuges und der Gesichtsmaske bereitet der Desinfektor in einem Bottich und einigen Eimern Kresolseifenlösung. In den Bottich legt er alle Leib- und Bettwäsche, Vorhänge und ähnliches. Darauf bringt er Betten, Matratzen, Anzüge und Teppiche in Säcke, die mit Kresolseifenlösung angefeuchtet sind und sendet sie in einem verschließbaren Wagen zur Desinfektionsanstalt, um sie im Dampfdesinfektionsapparat desinfizieren zu lassen; ebendort können Polstermöbel desinfiziert werden. Sodann wird der Fußboden des Zimmers mit Kresolseifenlösung gründlich gescheuert und Möbel, Fenster- und Türgriffe mit Kresolseifenlösung abgerieben. In der Regel wird heute mit dieser mechanischen Desinfektion die Formaldehyddesinfektion kombiniert. Zu dem Zweck wird das Zimmer ausgemessen und sein Innenraum berechnet. Das Zimmer wird dann in der Weise hergerichtet, daß alle Tür- und Fensterspalten und sonstige Oeffnungen abgedichtet, die Möbel von den Wänden gerückt, Spindentüren und Schubfächer geöffnet, Bücher, Schuhwerk und sonstige Gegenstände frei aufgestellt oder auf ausgespannten Leinen aufgehängt werden. Darauf wird der Formalinapparat in der Mitte des Zimmers aufgestellt und entsprechend dem errechneten Innenraum des Zimmers mit Formalin und Wasser, seine Lampe mit Spiritus gefüllt. Wenn dann noch im Schlüsselloch ein Rohr für die spätere Ammoniakzuführung mit dazugehörigem Tropfenfänger befestigt ist und der Desinfektor auch seinen Arbeitsanzug zur Desinfektion in dem Zimmer aufgehängt hat, wird die Lampe des Formalinapparates in Brand gesetzt, das Zimmer von außen geschlossen und die Tür von außen ebenfalls abgedichtet. Nachdem die Formaldehyddämpfe drei Stunden eingewirkt haben, wird zur Beseitigung des stechend riechenden Formaldehyds von außen durch die im Schlüsselloch befestigte Röhre Ammoniak in das Zimmer geleitet; nach einer weiteren Stunde werden dann die Fenster geöffnet und das Zimmer tüchtig gelüftet und wieder in Ordnung gebracht. Mit dem Scheuern des Aborts, besonders seines Sitzes, der Tür und Türklinke und dem Einschütten der verwandten Desinfektionslösungen in den Abort ist die Desinfektion der Wohnung beendet. Mittlerweile sind in der Regel auch die zur Desinfektionsanstalt gesandten Sachen wieder zur Stelle, so daß das desinfizierte Zimmer alsbald wieder in Benutzung genommen werden kann.

Das für die Dampfdesinfektion bestimmte Desinfektionsgut (Wäsche usw.) wird in Säcken verpackt in besonderen verschließbaren Wagen zur Desinfektionsanstalt gebracht. Diese besteht im wesentlichen aus der Empfangs- oder „unreinen Seite", der Ausgabe- oder „reinen Seite" und dem Desinfektorenbad. In der Wand zwischen unreiner und reiner Seite ist der Desinfektionsapparat eingebaut, während für den Desinfektor der Weg von der unreinen nach der reinen Seite durch das Desinfektorenbad führt, in dem der Desinfektor vor dem Betreten der reinen Seite ein Bad zu nehmen und einen sauberen Anzug anzulegen hat. Als Dampfdesinfektionsapparate dienen in der Regel große Trommeln von 2 bis 5 Kubikmeter Innenraum. An ihrem Boden befinden sich geschlossene Dampfrohre zum Vor- und Nachwärmen sowie Trocknen des Desinfektionsgutes. Der Dampf wird von oben her in den Apparat eingeleitet, während durch Ventile, die am Boden des Apparates sich befinden, die kalte und deshalb schwere Luft herausgedrückt wird.

In neuerer Zeit sind von Rubner u. a. Apparate konstruiert worden, in denen zuerst die Luft ausgepumpt und in die dann Dampf, der 8 Proz. Formalin enthält, eingelassen wird. Diese Art der Desinfektion ist schonender und kann auch für Leder und Gummisachen, Bücher usw. angewandt werden, die im Wasserdampfapparat beschädigt würden. Apparate dieser Art sind auch in solcher Größe hergestellt worden, daß ein ganzer Eisenbahnwagen darin desinfiziert werden kann.

Der Kampf gegen die tierischen Parasiten, z. B. Malariaerreger, die durch Mückenstich auf den Menschen übertragen werden, wird in anderer Weise geführt: Durch Medikamente wie Chinin, Salvarsan usw. werden die eingedrungenen Keime im menschlichen Körper selbst getötet, gegen die übertragenden Insekten wird ein Vernichtungskampf geführt. Deshalb ist ja auch die Entlausung heute besonders wichtig, da durch die Läuse nach den neuesten Forschungen das Fleckfieber übertragen wird.

Als letztes Kampfmittel gegen die Seuchen wird heute die Schutzimpfung angewandt; diese zielt darauf ab, den Geimpften künstlich gegen bestimmte Krankheitskeime unempfänglich zu machen, zu „immunisieren", ein Vorgang, der sich in vollkommenster Weise durch das Ueberstehen der Krankheit selbst vollzieht. Die künstliche Immunisierung läßt sich auf zwei Wege erreichen. Bei dem einen wird der Körper durch einimpfen von in der Regel abgetöteten Krankheitserregern angeregt, selbst die zur Erzeugung der Immunität nötigen Schutzstoffe zu bilden, man ruft dadurch eine „aktive Immunität" hervor. Der volle Impfschutz bildet sich dabei erst im Verlauf mehrerer Tage aus und hält einige Monate vor. Der zu dieser Art der Immunisierung nötige Impfstoff wird dadurch gewonnen, daß gut gewachsene Bakterienkulturen in bestimmtem Verdünnungsverhältnis in Kochsalzlösung aufgeschwemmt und durch einstündiges Erwärmen auf 58—60 Grad Celsius abgetötet werden. Der damit fertige Impfstoff wird durch Zusatz von kleinen Mengen Karbolsäure haltbar gemacht und in sterile keimfreie Flaschen abgefüllt. Diese Art der Immunisierung ist bei unseren im Felde stehenden Armeen gegen Typhus und Cholera mit glänzendem Erfolge zur Anwendung gekommen.

Auf dem zweiten Wege werden dem zu immunisierenden Menschen die fertigen Schutzstoffe durch Einspritzung von Heilserum zugeführt, wir erzeugen dadurch bei ihm eine „passive Immunität". Das hierzu nötige Serum gewinnen wir dadurch, daß wir bei Tieren, gewöhnlich Pferden, durch wiederholte Einspritzung zuerst von abgetöteten später von lebenden Bakterien oder von Bakteriengiften eine hohe aktive Immunität erzeugen und dadurch große Mengen der Schutzstoffe in ihrem Blut anreichern, alsdann den Tieren Blut entnehmen und die Blutkörperchen von dem flüssigen Blutserum trennen; letzteres wird dann durch Zusatz von Karbolsäure haltbar gemacht. Solches Heilserum besitzen wir für Diphtherie, Wundstarrkrampf, Ruhr, Genickstarre sowie für einige Tierkrankheiten. Wenn es auch in erster Linie, wie schon die Bezeichnung Heilserum besagt, zur Heilung der ausgebrochenen Krankheit bestimmt ist, so kann es doch auch mit großem Vorteil angewandt werden, wenn es gilt, Menschen, die durch Beruf oder besondere Gelegenheit einer Infektion in hohem Maße ausgesetzt sind, schnell einen wirksamen Impfschutz zu verschaffen. Der Impfschutz ist dann sofort voll vorhanden, verschwindet aber nach 2 bis 3 Wochen wieder ganz.

Beide Immunisierungsarten geben also einen nur kurz dauernden Schutz, die Immunisierung muß daher bei lange dauernder Infektionsgefahr öfter wiederholt werden. Aus diesem Grunde eignen sich diese Verfahren nicht zur regelmäßigen allgemeinen Anwendung, sondern nur unter bestimmten Verhältnissen, z. B. beim Ausbruch von Epidemien.

Die moderne Seuchenbekämpfung hat ihren Wert während des Völkerkrieges bewiesen. Das Lentzsche Buch gibt in kurzer Zusammenfassung eine mustergültige Uebersicht über die Maßnahmen und die technischen Hilfsmittel. Dr. Th.

Der Mensch und das Tier.

Eine Apostrophe an den Menschen

von Franz Clement-Luxemburg.

Mensch, komm her und neige dich vor dem Tier. Es hat jahrtausendelang auf dich gewartet, ehe du so demütig wurdest; es mußte jahrtausendelang die Zufallskraft deines Verstandes ertragen, ehe du — auf den Knieen vor ihm — den Bankerott dieses Verstandes erklären mußt. Wie hast du es zertreten, geknebelt und verachtet!

Wenn es wild dahinlebte, in schöner, kraftstrotzender Wildheit, stelltest du ihm mit Pfeil, Flinte und Falle nach. Das nanntest du Jagd. Sie war dir zuerst Notwendigkeit: du hattest Fleisch und Felle nötig. Dann ward sie dir ein Vergnügen, eine Befriedigung deiner heimtückischen Grausamkeit. Du hattest die Entschuldigung bei Hand, daß du die Jagd aus Liebe zur Natur übtest. Sie war höchstens eine Ausprobierung deiner Ueberlegenheit über das Tier, weil du schlauer, aber nicht besser bist.

Oder du zähmtest das Tier, du erhobst es — nach deinem Sinn — in den Adelsstand des Haustiers. Die Lebewesen, die sich an anderen mästen, nennst du hochmütig Parasiten. Es gibt in der Natur keinen größeren, hinterlistigeren und erbarmungslosen Parasiten als du, o Mensch. Nur tötest du nicht, wie die gewöhnlichen Parasiten, das Gasttier gleich; du nutzest es raffiniert aus, schlürfst jede Fettzelle, machst dir jede Nerven- und Muskelzelle dienstbar.

Wenn du im Menschenleben eine Gebärde von Grausamkeit oder ein Leben voll rohen Stumpfsinn sahst, so nanntest du das tierisch. Das Tier hat bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein gewartet, um seine Rache zu nehmen. Wenn es uns beobachten und werten könnte, wenn wir sein Urteil vernehmen könnten, dann wären wir nicht entzückt von dem, was es „menschlich" nennen würde. Wenn ein Mensch seinen Willen und Geist jämmerlich im Alkohol ersäuft, nennst du ihn „viehisch betrunken". Und doch trinkt von allen Tieren nur der Homo sapiens über seinen Durst hinaus.

Du, o Mensch, hast den großen Krieg der Menschen gegen die Menschen geführt, um dem Tiere zu beweisen, daß du nur eins vor ihm voraus hast, das Raffinement in der brutalen Verfolgung der Urinstinkte.

Ich weiß, daß auch das Tier Krieg führt, daß es sogar beständig Krieg führt, weil es nicht in Staaten gegliedert ist. Im Kampf um die Futterplätze und um das Weibchen haben die Tiere ihre Zähne und Klauen noch nie gespart. Aber du mußt doch verstehen, o Mensch, daß die Kampfesweise der Tiere viel edler und besonders viel aufrichtiger ist als die deine.

Sie ist besonders viel aufrichtiger. Das Tier ist leibgewordene Ehrlichkeit. Wenn Katze und Hund sich nicht mögen, so schreiben sie nicht in die Zeitungen, es sei hohe Zeit, daß das Katzentum dem Hundetum Zivilisation beibringe, sie springen sich einfach an den Hals, und wers zwingt, dem gelingts. Sie rotten sich auch nicht in Scharen zusammen, sondern kämpfen, wies ehrlichen Kämpfers Art ist, auf eigene Faust. Es ist immer nur die einzelne Katze, die mit dem einzelnen Hund kämpft. Wie bald wäre der Krieg zu Ende gewesen, wenn von Anfang an der einzelne Deutsche gegen den einzelnen Franzosen, und umgekehrt, hätte kämpfen müssen. Die Verlogenheit fängt da an, wo's Rotte gegen Rotte geht.

Sie ist auch viel natürlicher. Das Tier nützt nur die Waffen aus, die ihm von Natur gegeben sind. Wenn der alte Darwin damit recht hatte, daß das Naturleben ein Kampf ums Dasein ist, aus dem die Stärksten als Sieger hervorgehen, so lebt und kämpft das Tier diesem Gesetz entsprechend. In dem Kampf, den es führt, werden die Tüchtigsten überleben. Wie ist's in dem Kampf, den die Menschen führen? Da triumphieren die Meisten, die Rücksichtslosesten, die Hinterhältigsten.

Wir haben in diesem Kriege so viel Schreckliches erlebt, daß wir uns wieder zu den Tieren wenden sollen, zu dem Schatz von Ursprünglichkeit, Güte und Treue, die im Tiere liegen. Der heilige Franziskus, der sicher einer der lieblichsten, wenn nicht einer der größten Heiligen war, hat die Tiere in ihrer heimlichen Göttlichkeit erkannt. Wenn wir von den Schrecknissen genesen sollen, müssen wir wieder tierlieb werden. Mit den Menschen hat die Geschichte einen Haken. Da gibts einen wunderbaren deutschen Roman. Er heißt „Effi Briest" und ist von Theodor Fontane. In dieser traurigen Geschichte wird eine arme schuldbeladene Frau von denen, die es am besten mit ihr meinen sollen, in den Tod hinein gehetzt. Es ist eine Seele in diesem Buch, die ihr nur Gutes tut: und das ist eine Hundeseele. Und der Vater der Effi Briest sagt zu seiner Frau: „Ja, Luise, die Kreatur. Das ist ja, was ich immer sage. Es ist nicht so viel mit uns, wie wir glauben. Da reden wir immer von Instinkt. Am Ende ist er doch das beste."

Das wollen wir glauben. Hätten wir unsere gesunden Instinkte zurück. Wollen wir uns bemühen, sie aus dem Weltkrieg, diesem großen Ereignis der Zivilisation zu retten.

Während ich diese Zeilen schreibe, liegt zu meinen Füßen der brave Pluto, ein mächtig gebauter Neufundländer, wie der Rollo aus „Effi Briest." Ich rufe ihn; er schaut mich mit seinen herrlichen braunen Augen so treu, so hingebungsvoll an. Ich schäme mich vor ihm, denn ich muß mir sagen: „Wenn du nur wüßtest, Pluto, wie es in den Besten von uns aussieht, du würdest deine Treue für deinesgleichen behalten."

Filmkritik.

Von Franz Hauser.

Die Filmindustrie in Deutschland hat in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen, der beängstigend wirken muß. Von Staats wegen befaßt man sich immer aufs neue mit der Konzessionsfrage für die Lichtbildtheater, sucht in der Zensurfrage neben hierzu ausgewählten Beamten auch Fachleute aus den Kreisen der Literatur und Theaterwelt heranzuziehen, und neuerdings beschäftigt sich auch ein Kreis von Theaterfachleuten damit, gewisse Verbindungen zwischen Film und Theater zu schaffen, eine weitere Beeinträchtigung des letzteren durch empfindliche Entziehung von Kräften und Fesselung weiter Volkskreise als Besucher zu verhüten. Wenn je, so blüht gerade jetzt für die Filmindustrie der Weizen.

Man wird sich erinnern, daß noch bis kurz vor dem Kriege die deutsche Filmindustrie gegenüber der ausländischen im Hintertreffen stand. Und dieses, trotzdem die optische Industrie in Deutschland und die Ausgestaltung der Filmtechnik besonders hoch entwickelt war; erst durch die Einsetzung größerer Kapitalien für diese neue Industrie wurde ein Aufschwung ermöglicht, dessen Höhepunkt zurzeit erreicht zu sein scheint. Es wird sich das um so deutlicher zeigen, wenn erst wieder der unbehinderte internationale Konkurrenzkampf in der Filmindustrie einsetzt, wobei sich in manchen Hinsichten ein großer Teil der deutschen Ware ebenso vorteilhaft im Ausland bewähren wird, wie es vordem mit unseren anderen Industriearten der Fall war. Wohlgemerkt ein großer Teil, denn daß auch heute noch zahlreiche Leistungen unserer Filmindustrie nicht den Forderungen genügen, die vom literarischen, künstlerischen und Bildungsstandpunkt eigentlich als Vorbedingung gestellt werden müssen, wird selbst von Fachleuten anerkannt werden. Heute wird eben an neuen Films herausgebracht, was nur irgend möglich ist, da der Bedarf infolge des gesteigerten Unterhaltungsbedürfnisses des Publikums und in Anbetracht der vollständig fehlenden ausländischen Konkurrenz im einzelnen nicht danach fragt, ob die angedeuteten Vorbedingungen auch wirklich gegeben und erfüllt sind. Mehr als in irgend einem andern Zweige ist die Reklame in der Filmindustrie das Maßgebende; bei genügendem Tamtamschlagen wird es einem tüchtigen Fachmann jederzeit gelingen, selbst einen langweiligen, unwahren und erzieherisch nachteilig wirkenden Film finanziell ertragreich unterzubringen.

Es ist notwendig, frühzeitig die Frage aufzuwerfen, auf welcher Weise eine Besserung in der gekennzeichneten Richtung erzielt werden kann. Und hierbei wirkt in erster Linie der Umstand auffällig, daß uns eine eigentliche Filmkritik überhaupt noch fehlt. Jedes Theater und dessen einzelnes Mitglied, jeder Maler und Bildhauer, jeder Literat, Musiker oder sonst ausübender Künstler muß seine Werke oder seine Leistungen der öffentlichen Kritik aussetzen. Eine verständige Kritik, die aber offen heraus das Schlechte als wirklich schlecht kennzeichnet, wirkt anregend und fördernd auf den Künstler oder das Unternehmen. Eigentümlich, daß man auf dem Gebiete der Lichtspielkunst diesen Gedanken bisher so sehr vernachlässigt hat. Zwar konnte man ab und zu eine kurze kritische Bemerkung entdecken, die aber übertüncht wurde von allgemein lobenden Aeußerungen, sodaß man auch hier im unklaren war, ob es sich um die üblichen eingesandten Reklamenotizen der Lichtbildbühne oder um eine selbständige Meinung der Redaktion handelte. Eine eigentliche Filmkritik gibt es eben heute noch nicht, und das ist mehr als bedauerlich, sowohl für das Publikum, als auch für die wirklich vorwärts strebenden Elemente in der Filmindustrie.

Die Vorbedingung zum Erfolg eines neuen Films liegt in der Hauptsache neben den großen Namen der Hauptdarsteller in der einzuleitenden wirksamen Reklame. Und in dieser Hinsicht arbeitet die Filmindustrie mit ganz besonders kräftigen Mitteln. Man durchblättere doch nur einmal die Filmzeitschriften und erfreue sich an den mit glühenden Lobeshymnen ausgestalteten Reklameseiten, die in dieser Fülle mehr abstoßend als anregend wirken müssen. Daneben stelle man die Riesenplakate an den Anschlagsäulen und die Propaganda im Inseratenteil der Tagesblätter. Aber damit nicht genug. Im Bedarfsfalle wird neuerdings zur Hebung eines zumeist recht schwachen Films eine besondere Vorstellung mit sogenannten eingeladenen Gästen in Szene gesetzt, wobei die Hauptdarsteller persönlich anwesend sind und von ihren Logen aus Blumen dem Publikum zuwerfen. Und diese Art von Propaganda scheint neuerdings Schule zu machen, sodaß man befürchten muß, daß jeder größere Film mit einem ähnlichen Unfug dem Publikum eingeprägt werden soll. Nicht der Wert des Films entscheidet den Erfolg, sondern zumeist die Aufmachung der Propaganda.

Es ist unverständlich, weshalb gerade die Filmkunst vor ihrem Erfolg sich nicht dem kritischen Auge auszusetzen braucht, während alle anderen Kunstgattungen ständig einen Teil der Kritik für sich beanspruchen. Und gerade in der Filmindustrie kann durch eine solche Kritik außerordentlich viel Gutes geleistet werden; man sollte sich nicht nur damit begnügen, die eingesandten empfehlenden Notizen zur Wiedergabe zu bringen oder gar in einen Sammelbericht unter Anführung der einzelnen Titel allgemeine Auslassungen über das „unterhaltende Programm" usw. geben, sondern offen und ehrlich allwöchentlich bei der Einrichtung neuer Films in den Programmen der bedeutenderen Lichtspielbühnen sein kritisches Urteil über das, was gut und schlecht, aussprechen. Auf diese Weise wird man besser als manche behördliche Zensur, anregend, bessernd und erzieherisch in der Filmkunst wirken können und dem Publikum nach und nach eine gewisse Gewähr dafür geben, daß die bisher nur wohlmeinenden und kritiklosen Aeußerungen über Filmaufführungen in Zukunft auch wirklich den Tatsachen entsprechen. Was Schund ist, sollte auch offen als derartig bezeichnet werden. Auch dürfte in Zukunft den Lichtbildbühnen nicht länger zusammen mit den besseren Films solche aufgezwungen werden, die einschläfernd, lächerlich oder unwahr auf das Publikum wirken müssen.

Notizen.

— **Vorträge.** In der Urania hält Mittwoch Prof. Wimmer einen einmaligen Vortrag mit kinematographischen Vorführungen und Lichtbildern über den „Urwald von Bialowies". An den übrigen Tagen: „Helgoland zur Kriegszeit".

— **Nachmittagsaufführungen in Berlin O.** Das Rose-Theater beabsichtigt, klassische und moderne Dramen in Nachmittagsaufführungen zu bieten. In erster Linie sollen dabei jüngere Schauspieler Gelegenheit zur Erprobung haben. Zuerst wird Hebbels „Maria Magdalene" Dienstag, nachmittags 3½ Uhr, aufgeführt.

daß in der Seele dieses Mädchens für seinen Kameraden eine Quelle der Kraft und der unversieglichen Freude lebendig war, die ihm jetzt manches an seinem Freunde, so seinen beständigen frohgelaunten Sinn und seine nie müde Freudigkeit, die er oft nicht begriff, verständig machte. — Und wie aus einer vagen Hoffnung heraus, noch viel unbewußt, begann er der aufmerksam Zuhörenden von seinem Schicksal zu sprechen. Und sie zürnte nicht, im Gegenteil empfand sie fast etwas wie Dankbarkeit, daß er sie von den Gedanken, die sie bisher unablässig beschäftigt hatten, abzog. Ja, er verstand es, ihren Mut wieder zu wecken und ihr durch Aufzeigung seines bitteren Schicksals klar zu machen, daß die Kraft ihrer Liebe den Menschen dienstbar zu machen, eine Pflicht sei, die ihr am ehesten und besten Trost bringen werde. Dieses Neue beschäftigte sie wie das Schicksal des Mannes, der ihr so viel Anteilnahme gezeigt und den nun sie bemitleiden mußte. Und fast wider ihren Willen geschah es, daß ihre Seele sich an diesem Fremden, den sie heut zum erstenmal gesehen, dem sie sich aber restlos geöffnet und dem nichts von ihrer Liebe und ihrem Schmerz verborgen war, hingezogen fühlte, daß sie ihr Leid gemildert fühlte und ahnte, daß der Tod eines ihr so teuren Lebens nichts daran änderte, daß in ihr Lebens- und Liebeskraft unvermindert fortdauerte, Befriedigung und Betätigung suchend.

So daß sie, als der Abschied kam, und er mit einem hoffnungslosen Wort über sein eigenes Schicksal scheiden wollte, sich an seine Brust warf und schluchzte:

„Geh nicht von mir, ich bitte Dich, ich könnte es nicht ertragen. . ."

Das war der heftigste Ausbruch ihres Schmerzes und beileibe kein Verrat an dem Toten. — Auch er faßte es so auf und entfernte sich mit Dankbarkeit und ehrlichen Versprechungen.

In einem seltsamen Seelenzustande kam Anneliese auf ihr Zimmer. Ihr erschien, was sie tat, als ein Verrat an dem Geliebten, und als sie merkte, daß sie ihre Seele, die er ganz besaß, bereits von neuem verschenkt und hingegeben hatte, erfaßte sie eine solche Scham, wie sie weniger Empfindungsstarke gewiß nicht bei einer körperlichen Hingabe empfunden hätten.

Sie erstarrte vor Schreck über sich selbst und — verzweifelte.

Die Zeitung schrieb:

„Aus Verzweiflung über den Heldentod ihres Geliebten verübte die im 4. Stock, . . . Straße 13, wohnhafte Fabrikarbeiterin **Anneliese Giesen Selbstmord durch Gas.**"